

Die Sekundarschule von heute und ihr Verhältnis zur Primarschule

Autor(en): **Lehmann, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **21 (1935)**

Heft 23: **Volksschule und Weiterbildung**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-540706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dem Jahre 1900. Damals hatten wir 58 Sekundarschüler und heute 221. Wenn einst aus einer Klasse 7 Schüler übertraten, werden es jetzt beinahe dreissig sein! Erzählen diese Zahlen nicht auch etwas und geben sie nicht zu denken? Einst blieb es den Besten vorbehalten, in die Sekundarschule zu gehen, jetzt wird der Versuch von mehr als der Hälfte unternommen. Ist es da zu verwundern, wenn das Schülermaterial, auch wenn die Vorbildung in jeder Beziehung in Ordnung ist, nicht befriedigen kann. Gibt es da einen Ausweg? Im Kanton St. Gallen sinnt man schon seit einigen Jahren an einer Lösung herum, ohne viel mehr als Vorschläge zu erreichen, denn jeder Fortschritt fordert neue Mittel, und wer will sie in der Zeit des Abbaues, der Lehrstelleneinsparung und der Vorurteile der Oef-

fentlichkeit gegen Lehrer und Schule bewilligen? Wohl schlägt man einen schärferen Maßstab in der Aufnahmepraxis vor, ist aber damit all den vielen, deren Zukunft vom Besuch der Sekundarschule abhängt, geholfen? In dieser Beziehung gibt es soziale Rücksichten, und diese haben nach unten am grössten zu sein. Das will heissen: solange die Sekundarschule für jede Berufslehre verlangt wird, hat man sie jedem, der hiefür irgendwie in Frage kommen kann, möglich zu machen, auch dann, wenn der Qualitätsdurchschnitt der Klasse leiden sollte. Der vorzüglich Begabte wird sich immer wieder durchzusetzen vermögen. Und oben wird man eben, wenn es auch herb geht, die Konsequenzen zu ziehen haben!

Gossau.

Johann Schöbi.

Die Sekundarschule von heute und ihr Verhältnis zur Primarschule

(Mit besonderer Berücksichtigung des Deutschunterrichts.)

Die Tatsache, dass unsere „Schweizer Schule“ das Verhältnis von Primarschule und Sekundarschule zur Diskussion stellt, ist an sich schon ein Beweis, dass dieses Verhältnis kein selbstverständliches und reibungsloses Aufeinanderfolgen der beiden Stufen unserer Volksschule darstellt. Die vorliegende Abhandlung über dieses Thema wird vollends keinen Zweifel darüber bestehen lassen, dass dieses Verhältnis heute zu einer eigentlichen Sorge, ja zu einer Schicksalsfrage der Sekundarschule geworden ist, die nach einer wohlwollenden, aber sachlichen Auseinandersetzung zwischen den beiden Kontrahenten ruft. Es war nicht immer so, und vor 3 oder 4 Jahrzehnten hätte diese Frage wohl Kopfschütteln erregt und wäre als gegenstandslos ad acta gelegt worden. Das war jene „gute alte Zeit“ unserer Sekundarschule, da sie nicht wie heute bloss Sekundarschule, d. h. die für den Grossteil der Primarschüler selbstverständ-

liche und gegebene zweite Stufe unserer Volksschule, sondern eine *E l i t e s c h u l e* war, die nur die geistige Auslese der Primarschule umfasste.

Es sei hier schon, um Missverständnissen und dem naheliegenden Vorwurf der Uebertreibung und Verallgemeinerung vorzubeugen, bemerkt, dass in dieser Darstellung vorwiegend Städte und industrielle Gegenden ins Auge gefasst werden. Für ausgesprochen bäuerliche Verhältnisse werden die Dinge wohl noch heute wesentlich günstiger liegen.

Der Schreibende, der nun selber schon auf eine 30jährige Praxis als Sekundarlehrer zurückblickt, kann, seiner eigenen Sekundarschulzeit gedenkend, nur mit Wehmut und resigniert ausrufen: „O quae mutatio rerum!“ Die Quelle dieser Resignation liegt dabei nicht so sehr in den höheren Leistungen, die man damals, vor 3—4 Jahrzehnten, einem Sekundarschüler zumuten durfte und auch aus ihm herausholte. Es ist vielmehr jene Atmosphäre des Ungewöhnlichen und Ausseror-

dentlichen, die ihn umgab, mit dem gehobenen Gefühl des Auserwählten erfüllte und so eine selbstverständliche, freudige Arbeitsbereitschaft schuf. Diese steigerte noch der an das Ehrgefühl rührende Impuls, der von der Familie, von Verwandten und Bekannten ausging, deren Augen mit Wohlgefallen und Stolz auf diesen Auserwählten ruhte. Eben diese Arbeitsbereitschaft aus lebendiger innerer Anteilnahme an der Sache und aus dem freien Willen zu erhöhter Leistung ist es, die der Sekundarschule von heute so sehr abgeht und je länger je mehr abzugehen droht. Die Ueberfüllung und Belastung mit zahllosen Primarschülern, die nach Begabung und Vorbildung selbst den heutigen viel bescheideneren Anforderungen nicht gewachsen sind, hat der Sekundarschule schon längst diese Vorzugsstellung und damit ihren ursprünglichen und auch heute noch allein sinngemässen Zweck genommen. Es ist heute so weit, dass man die Behauptung wagen darf: Gut ausgebaute und geführte 7. und 8. Klasse, wie sie heute schon in städtischen u. stark industriellen ländlichen Schulgemeinden bestehen und nach eben jetzt neu und energisch einsetzenden Bemühungen allgemein angestrebt werden, sind wohl imstande, in den meisten Fächern annähernd das gleiche Ziel wie der Durchschnitt der Schüler einer zweiklassigen Sekundarschule zu erreichen.

Diese Behauptung kann selbstverständlich nicht den Sinn haben, der Sekundarschule das Existenzrecht abzusprechen. Es bleiben ihr nach wie vor, besonders auf dem Gebiete der Fremdsprachen, Aufgaben zugewiesen, die auch die beste 7. und 8. Klasse nicht bewältigen kann. Es soll mit ihr nur einmal mit aller Deutlichkeit und eindringlich festgestellt worden, welche Einbusse an innerem Auftrieb, an methodischer Beweglichkeit und damit an tatsächlicher Leistung die Sekundarschule durch die Entwicklung der letzten

Jahrzehnte erlitten hat. Am bisherigen Gang der Dinge gemessen kann ihr Horoskop für die Zukunft nur lauten: Weitere Beschränkung im Ziel, noch weitergehende methodische Vereinfachung und Anpassung an die verminderte Intelligenz und Konzentrationsfähigkeit des Durchschnittes der Schüler — andererseits steigende Schwierigkeit, den wirklich guten Schülern, den „Sekundarschülern, wie sie sein sollten“, zu der ihnen gebührenden Auswertung ihrer Talente und ihres höheren Dranges nach Leistung und Erfolg zu verhelfen.

Dieses nicht eben freundliche Bild der heutigen Lage der Sekundarschule legt die Frage nahe: „Wie ist es so weit gekommen?“

Die Darlegung der Hauptursache enthüllt gleichzeitig die Zwangsläufigkeit im Werdegang der Sekundarschule und die Aussichtslosigkeit, von aussen her eine entscheidende Wendung zur Umkehr herbeizuführen. Diese Hauptursache ist die wirtschaftliche Entwicklung der letzten 50 Jahre. Die Sekundarschule von heute ist zugleich das Produkt und das Spiegelbild in miniature dieser Entwicklung, die in glänzendem äusserem Aufstieg zu bisher unerreichten Dimensionen materieller Entfaltung führte, ohne zu gewahren, wie hoffnungslos das innere, das seelische und geistige Wachstum der Menschen dabei zurückblieb. Diese Einseitigkeit führte zu einer überbordenden Ueberschätzung äusserlicher Fertigkeiten und Kenntnisse und schaltete die Sekundarschule zwangsläufig in das Räderwerk des Wirtschaftsgetriebes ein. Im gleichen Masse wie dieser an Umfang und Intensität zunahm, wuchs auch der Zustrom der Primarschüler zur Sekundarschule, die so aus einer anfangs nur von Vorzugsschülern besuchten Eliteschule zu einer immer häufiger gewünschten und schliesslich allgemein verlangten Vorbereitungsschule für so ziemlich alle Berufe des praktischen Lebens wurde. Sind wir heute nicht so weit, dass kaum mehr ein Maurer seinem Lehrling zutraut, dass er

die Kelle richtig handhaben lerne, sofern er nicht eine 2- oder 3klassige Sekundarschule absolviert habe? Maßstab für die Frage des Eintritts in die Sekundarschule ist heute nicht mehr die intellektuelle Eignung des Schülers für diese Schulstufe, noch ihre tatsächliche Notwendigkeit für den zu ergreifenden Beruf, sondern eine sowohl bei den Eltern, wie namentlich bei Meistern und Prinzipalen vorherrschende Einbildung von der Unerlässlichkeit der Sekundarschulbildung für die von ihnen vertretenen Berufe. Diese Einbildung hat sich unter Mitwirkung des elterlichen Ehrgeizes heute zu einer Art Gesetz ausgewachsen, an dem zu rütteln schon fast in den Geruch der Rückständigkeit bringen muss.

Die Gerechtigkeit verlangt indessen festzustellen, dass an diesem Zustande auch die Primarlehrer, ja die Sekundarlehrer selber, nicht ganz unschuldig sind. Jene lassen sich oft, aus dem an sich begreiflichen Ehrgeiz, möglichst viele Schüler ihrer Klasse der Sekundarschule zuzuführen, zum Schönfärben der Abgangszeugnisse und damit zu einer Empfehlung ungeeigneter oder gar unfähiger Schüler verleiten. Diese, die Sekundarlehrer, namentlich an grösseren Schulen, sehen gelegentlich in der zahlenmässigen Frequenz eine Prestige-Frage ihrer Schule und drücken dann wohl bei der Aufnahmeprüfung oder nach der Probezeit ein Auge zu.

So ist unsere Sekundarschule in unentrinnbarer Entwicklung zu dem geworden, als was sie heute vor uns steht: Eine stark überlaufene und mit schwachen, zum Teil unfähigen Schülern über Gebühr belastete Schule, die ihr äusseres Wachstum und ihre steigende Geltung im Wirtschaftsleben der Gegenwart mit der Schwächung ihrer inneren Qualitäten und dem Verzicht auf den früheren hohen Standard der Leistungen bezahlt.

Was tun? drängt sich da als Frage auf.

Besteht überhaupt irgend welche Aussicht, diesen Gang der Dinge aufzuhalten und die Sekundarschule vor noch weitergehender „Proletarisierung“ zu bewahren? — Soweit diese, wie früher dargestellt, die unmittelbare Folge der wirtschaftlichen Entwicklung ist, ist es wohl aussichtslos, denn wir können das Rad der Zeit nicht rückwärts drehen. Selbst der heute mancherorts schon in die Wege geleitete Ausbau der 7. und 8. Klassen wird wohl etwelche Erleichterung, aber keine entscheidende Wendung zum Besseren mehr bewirken können. Denn zu stark und allgemein schon ist heute der Zug zur Sekundarschule und zu selbstverständlich die Meinung, dass zur Geltung im Leben die Sekundarschulbildung unerlässlich sei.

Wohl aber steht da noch ein gangbarer und aussichtsreicher Weg offen, auf dem eine merkliche Hebung des geistigen Niveaus der Sekundarschule zu erreichen wäre. Denn dieses Sinken ihres Niveaus ist keineswegs ausschliesslich die Folge der bis anhin hier besprochenen Erscheinungen. Ein nicht unbeträchtlicher Anteil daran fällt nämlich nach unserer Ansicht der Primarschule zu.

Wir sind uns bewusst, dass wir uns mit dieser Feststellung auf das Glatteis einer nicht eben angenehmen Aussprache begeben. Aber da wir doch alle mit Wort und Tat nur zum Besten unserer Schule wirken wollen, hat es keinen Sinn, an der Wahrheit vorbeizureden. Wir appellieren an die Einsicht und das kollegiale Verständnis der Primarlehrer, wenn wir im Folgenden einige klar umrissene Feststellungen machen und daran bestimmte Wünsche der Sekundarlehrer knüpfen.

Damit sind wir eigentlich erst zur Kernfrage unserer Abhandlung vorgedrungen:

„Was muss die Sekundarschule vom austretenden Primarschüler verlangen können?“

Die Antwort auf diese Frage wird sich auf die drei Grundelemente unserer Schulbil-

dung, auf die Kenntnisse und Fertigkeiten in Sprache, Rechnen und Schreiben beschränken können. Hier soll, da der Schreibende sich nur für diese kompetent fühlt, die deutsche Sprache berücksichtigt werden.

* * *

Ich glaube kaum allein zu stehen, wenn ich behaupte, dass unsere deutsche Sprache im Laufe der letzten zehn oder zwanzig Jahre etwas zum Aschenbrödel unserer Schule geworden ist, das wirklich oder vermeintlich wichtigeren Dingen den Platz räumen muss. Durch unsere einseitig technisch und merkantil orientierte Zeit ist der Deutschunterricht zahlenmässig (durch Reduktion der Stundenzahl), aber, was vielleicht schwerer wiegt, auch gefühlsmässig in den Hintergrund gedrängt worden. Dies ändert aber nach unserer Ansicht nichts an der Tatsache, dass ein Volksschulunterricht von 8—9 Jahren, der nicht mit einer wenn auch stilistisch einfachen, aber sicheren und fehlerfreien Beherrschung der eigenen Sprache abschliesst, in seinem Hauptziel versagt hat. Der Schreibende ist selber sowohl Deutsch- wie Fremdsprachlehrer, woraus man schliessen mag, dass er unbefangen urteilt. Er lässt sich die Ueberzeugung nicht nehmen, dass jener Schüler, der irgend ein inhaltlich wertvolles Thema in fehlerfreier und schöner deutscher Sprachform selbstständig zu gestalten vermag, schlechthin die Meisterleistung der Volksschule vollbracht hat.

Wie steht es nun hierin mit den Absolventen der Sekundarschule? Steht es nicht heute so, dass der Durchschnitt einer 2. Sekundarschulklasse diese orthographisch und stilistisch fehlerfreie Handhabung der deutschen Sprache nicht mehr erreicht, um gar nicht zu reden von freierer, selbstsicherer Sprachgestaltung, welche die Vorzugsleistung einiger Auserwählter bleibt? Und prägt sich dieses bedauerliche Ergebnis nicht von Jahr zu

Jahr deutlicher aus, so deutlich, dass es nachgerade zum Aufsehen mahnt? — Gewiss mag nun daran die Sekundarschule selber infolge des schon erwähnten Vordringens der naturwissenschaftlichen Fächer nicht unschuldig sein: Aber der schlagende Beweis dafür, dass die sechs oder sieben Primarschuljahre oft eine unzulängliche Vorschule in der deutschen Sprache sind, liegt in der Tatsache, dass heute ein grosser Teil des Deutschunterrichtes der 1. Sekundarschulklasse sich noch auf die Ausmerzung elementarer Orthographie- und Satzbaufehler verlegen muss, eine Aufgabe, die beim Abschluss der Primarschulzeit erledigt sein sollte und es früher in weitgehendem Masse auch war. Man kann sich da des Eindrucks nicht erwehren, dass dem Deutschunterricht an der Primarschule oft nicht mehr jene Sorgfalt gewidmet wird, die diesem bedeutsamsten und edelsten aller Schulfächer, der Grundlage aller Schulbildung und Bildung überhaupt, gebührt. Dabei liegt das Wesentliche und Entscheidende bei diesem Fache ja nicht einmal in der Rechtschreibung und der grammatischen Richtigkeit des Satzbaues. So unerlässlich eine fehlerfreie Orthographie und Syntax zum Vollbesitz der eigenen Sprache gehören, und so sehr sich der Erwachsene, wenn sie ihm abgehen, bloßstellen kann, so dürfen sie doch nicht überschätzt werden. Sie sind nur der äussere Schliff, der die Unebenheiten, die das Auge oder Ohr des Kundigen beleidigen, entfernt, ohne das innere Wesen der Sprache selber zu berühren. Dieses liegt in der Sprechfähigkeit, d. h. in der Fähigkeit, seinen Gedanken und Gefühlen sinngemässen und überzeugenden und wenn möglich auch schönen sprachlichen Ausdruck zu geben.

Diese Sprechfähigkeit nun ist wohl die schwächste Seite der neu eintretenden Sekundarschüler. Sie ist bei den meisten noch sehr wenig entwickelt und nur ganz einfachen, anspruchslosen Gesprächsgegenständen gewachsen. Etwas komplizierteren Erscheinungen oder Vorgängen gegenüber

versagt die Gestaltungskraft rasch. Der Wortschatz lässt den Schüler im Stich, oder es fehlt die geistige Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, sich seiner rasch und gefällig zu bedienen. Auffallend ist dabei der Mangel an Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit des Ausdrucks, von ermüdender Einförmigkeit die Wiederkehr der ewig gleichen farb- und leblosen Wendungen und Satzformen, die alle der gleichen bescheidenen Requisitenkammer entnommen scheinen.

Diese Dürftigkeit und Einförmigkeit des Wortschatzes und die Unsicherheit in der Gestaltung desselben zu auch nur einfachen, fehlerfreien, geschweige denn schönen Sätzen ist — immer nur vom Durchschnitt der Schüler gesprochen — so auffallend, dass der Deutschlehrer der Sekundarschule immer wieder mit Befremden nach einer Erklärung sucht. Erteilt er gleichzeitig Unterricht im Deutschen und in Fremdsprachen, gewinnt die Sache noch eine besonders gewichtige Seite für ihn, drängen sich doch unwillkürlich Vergleiche auf, etwa zwischen der Sprechfähigkeit eines Schülers nach einem zweijährigen Französischkurs und seiner gleichzeitigen Sprechfähigkeit im Deutschen. (Dabei ist unter Sprechfähigkeit die freie, nicht angelernte Rede über irgend einen Gegenstand gemeint.) Aus solchen Vergleichen geht schlagend und überzeugend die Tatsache hervor, dass die hochdeutsche Sprache für unsere Schüler auch eine Fremdsprache ist, in der der untrügliche Wegweiser zum fehlerfreien, guten Stil, das natürliche Sprachgefühl, sich nur langsam und unvollkommen entwickelt.

In dieser Erkenntnis mag zugleich eine Entlastung wie ein Vorwurf an die Primarschule liegen — eine Entlastung, insofern das früher schon genannte Ziel des Deutschunterrichts an der Volksschule, die Erreichung einer sicheren und fehlerfreien Sprech- und Schreibfähigkeit, an den zu überwindenden Schwierigkeiten gemessen, keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist und nur bei voller

Hingabe des Lehrers an seine Sache erreicht werden kann —, ein Vorwurf, weil heute vielfach die deutsche Sprache nicht mehr, wie es einst war und sein sollte, der beherrschende Mittelpunkt des Primarschulunterrichtes ist. Sie mag es stundenplanmässig vielleicht noch wie früher sein, aber nicht mehr in der Liebe, mit der dieses bodenständigste und liebenswerteste Fach gehegt und in der Intensität, mit der seine mühevoll und nicht immer dankbare Kleinarbeit geleistet wird. Es ist keine Frage, dass auf irgend einem anderen Schulgebiete leichtere und sinnfälligere Lorbeeren zu holen sind als in der deutschen Sprache, aber auch nirgends wie in der deutschen Sprache sind die Schwierigkeiten und Mühen des Faches der Maßstab seines inneren Wertes. Man nenne mir ein Fach, das eine so vielseitige und zugleich in die Tiefe gehende Grundlage für die Bildung schafft, für jene Bildung, die nicht nur die Verstandeskraft, sondern auch das Stiefkind unseres heutigen Schulbetriebes, das Gemütsleben des jungen Menschen, erfasst und zur Entfaltung bringt! Ist nicht der Deutschunterricht, neben dem Gesangunterricht, eigentlich das einzige Fach, welches das so notwendige Gegengewicht gegen die einseitige Pflege der intellektuellen Anlagen der Jugend bietet? — Schon eine einfache Erzählung, die ein Menschenschicksal mit innerer Anteilnahme schildert, ein schönes Gedicht, das in gehobener Sprache von den Dingen kündigt, die das Menschenherz bewegen, hebt den Schüler aus der kühlen Verstandes-sphäre der anderen Fächer empor in die Wärme spendende Nähe des lebendigen Menschen, und indem sie ihm die zeitlose Schönheit der von grossen Dichtern gestalteten Ideen zeigen, wecken und stärken sie im Schüler die Erkenntnis, dass unser Leben nicht nur der nützlichen und zweckdienlichen Dinge, sondern auch des Aufblicks zum Wahren, Guten und Schönen bedarf. — So kann der Deutschunterricht, der neben seiner didaktischen Aufgabe das Seelen- und

Gemütsleben der Schüler pflegt, jene innere Vertiefung der jungen Menschen fördern, die bei unserer heutigen vorwiegend zweckbestimmten Einstellung zum Leben so bitter nottut.

Es soll hier übrigens keinem Fache zu nahe getreten werden. Es erfüllt jedes an seinem Platze und in dem ihm gebührenden Rahmen eine wertvolle Aufgabe. Aber kann sich ein anderes als der Deutschunterricht des gleich hohen und für jeden ohne Ausnahme bedeutsamen Gesamtzieles rühmen: den jungen Menschen in den Stand zu setzen, sich seiner eigenen Sprache in Wort und Schrift fehlerfrei und sicher zu bedienen und sich damit als Mensch und im Beruf zur Geltung zu bringen, darüber hinaus aber auch, mit geniesend und, wenn auch nur mit bescheidenem Einsatz, mitwirkend, am Reichtum des geistigen Lebens teilzunehmen?

* * *

Dass der Pflege unserer deutschen Sprache an der Primarschule nicht mehr überall die ihr gebührende und gleiche Sorgfalt wie früher gewidmet wird, beweist ein anderes Sorgenkind des Deutschlehrers an der Sekundarschule: **D a s L e s e n**.

Die in die Sekundarschule eintretenden Schüler — auch hier immer nur vom Durchschnitt der Klassen gesprochen — können nicht mehr gut lesen, sie können auf alle Fälle nicht so lesen, dass ein Vater oder eine Mutter zu Hause ohne Ueberwindung längere Zeit sich von ihnen vorlesen lassen möchte.

Es liegt dem Schreibenden auch in dieser Sache ferne, der Primarschule allein die Schuld an diesem Ergebnis in die Schuhe zu schieben. Der Schüler, und wir Erwachsene ja schliesslich auch, ist auch hierin in weitgehendem Masse das Opfer unserer heutigen Zeit geworden. Es klingt vielleicht paradox, dürfte aber kaum an der Wahrheit vorbeigeraten, wenn wir sagen: „Durch zu vieles Lesen haben wir ver-

lernt zu lesen.“ Genauer gesagt: Durch das viele stille Lesen haben wir das laute Lesen, das Vorlesen, verlernt. Dies brauchte uns ja zunächst nicht zu bekümmern, da die Fülle unserer Zeitungen, Zeitschriften und Bücher uns heute vernünftiger Weise zum stillen Lesen zwingen muss und die Zeiten, wo im Familienkreise vorgelesen wurde, je länger je mehr im Dahinschwinden sind. Und doch muss es uns bekümmern. Denn wie wir einst als Schüler lesen gelernt haben, widerspiegelt sich im freien Wort, das wir als Erwachsene in unseren Vereinen und Versammlungen sprechen. Ich denke dabei zunächst gar nicht an die Aussprache des Deutschen, obwohl mir ihre Nachlässigkeit, ja man darf sagen, Verwahrlosung das sinnfälligste äussere Merkmal unserer etwas heruntergekommenen deutschen Sprachpflege erscheint. So wie es letzten Endes nicht so sehr darauf ankommt, ob ich ein Wort orthographisch richtig schreibe, sondern ob ich einen Gedanken in einem guten deutschen Satz klar formulieren kann, so ist es nicht wesentlich, wie ich das einzelne Wort dieses Satzes ausspreche, sondern ob ich den Gedanken in geschlossener Form zu sinngemässen, plastischem Ausdruck bringe.

Hierin liegt nach meiner Ansicht die eigentliche Unzulänglichkeit im Lesen unserer Schüler. Dieses Lesen ist ausdrucksarm; es entbehrt der Lebendigkeit und Eindringlichkeit der Akzente. Gleichförmig und eintönig werden die Sätze hintereinander gereiht. Selbst bei direkter Rede schwingt kaum ein wärmerer Ton mit. Text und Leser stehen sich fremd, ohne innere Anteilnahme gegenüber. Kurzum. — Der Schüler sieht nur das äussere Bild der Wörter und Sätze, ohne ihnen Gestalt und Leben einzuflössen. — Man wende hier nicht ein, das sei schon eine höhere, kultiviertere Form des Lesens, die den höheren Stufen zu überlassen sei. Die guten Leser, die es in jeder Klasse hat, beweisen das Gegenteil. Ihr Lesen ist oft

mustergültig, anregend und lebendig; es ist ihre Lust und Freude und der stille Neid der vielen anderen, die in ihrer Tretmühle weiter tappen.

Dieses mechanisch - gleichförmige Lesen kommt wohl daher, dass gewöhnlich die ganze Klasse bei offenen Büchern still mitliest, während ein Schüler laut vorliest. So unerlässlich diese Art zu lesen in den unteren Klassen für die Gewinnung der technischen Fertigkeit des Lesens sein mag, so nachteilig scheint sie mir zu sein, wenn sie auch in den oberen Klassen der Primar- und in der Sekundarschule vorherrscht. Denn auf diese Weise konzentriert sich der Lesevorgang vorwiegend auf das Auge. Das Ohr des Schülers aber, das allein massgebend ist für Ausdruck und Eindruck des Gelesenen, wird vernachlässigt, es wird auf die Dauer abgestumpft und verliert die Empfindlichkeit für die Feinheiten des Sprechrhythmus und Sprechtons. — Es sollte daher in den oberen Klassen der Volksschule viel mehr bei geschlossenen Büchern durch einen Schüler nach dem anderen vorgelesen werden. Das Formen der Klasse zwingt den Vorlesenden unwillkürlich zu viel grösserer Sorgfalt. Er wird deutlicher, lebendiger und eindringlicher lesen. Die zuhörenden Schüler aber lernen, unter kluger Führung des Lehrers, die Vorzüge und Fehler des Lesens erkennen und beurteilen und gegen sich selber kritisch zu sein.

Was dem Lesen unserer Schüler weiter oft abgeht, ist die Geschlossenheit und Gebundenheit, eine Forderung, welche an sich und im Besonderen mit Rücksicht auf die Fremdsprachen erhoben werden muss. Denn gebundenes Lesen ist namentlich für das Französische und Englische unerlässlich, und die grosse Mühe, die es den Schülern anfangs verursacht, ist eben ein Beweis, dass es ihrem Lesen gewöhnlich bis anhin fehlte. Wir dürfen dabei gerechter Weise nicht übersehen, dass Schüchternheit und Nervosität ihren Anteil daran haben, wenn sie stockend und abgerissen lesen. Aber die Tatsache, dass sie

bei unablässigen Bemühungen im allgemeinen erfreulich schnell davon loskommen, lässt doch vermuten, dass an der Primarschule hierin wertvolle Vorarbeit geleistet werden könnte. Unsere Schüler lesen zu sehr nach den Satzzeichen, jedes Komma ist für sie ein Haltsignal, wo der Fluss der Rede immer wieder unterbrochen wird. Jeder Französisch-Lehrer weiss, dass im Französischen wesentlich mehr Komma als im Deutschen gesetzt werden, und doch zeigt diese Sprache eine unvergleichliche Geschlossenheit der Sprechweise. Dies kommt hauptsächlich davon her, dass, was sinngemäss ein Ganzes bildet (was z. B. oft bei Haupt- und Nebensatz der Fall ist) auch als Ganzes verbunden und gelesen wird. Dieser Seite des Lesens sollte, sobald eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit erreicht ist, so früh als möglich und mehr als bisher, Aufmerksamkeit geschenkt werden. Dann wird das Lesen unserer Schüler ebenso sehr von Schwerfälligkeit wie von Ueberhastung befreit werden.

Und nun — man verzeihe die lange Epistel — noch ein Wort zur Aussprache.

Der Schreibende könnte es nicht verantworten, bei diesem Anlasse über sie geschwiegen zu haben. Denn die Aussprache des Deutschen liegt, ganz allgemein gesprochen, bei uns in der deutschen Schweiz so sehr im argen, dass das Ansehen unserer eigenen Sprache dringend nach einer Besserung ruft. Man muss freilich wieder Französisch-Lehrer sein, um die ganze Nachlässigkeit dieser Aussprache zu erfassen. Der Französisch-Lehrer, der zugleich Deutsch-Lehrer ist, empfindet es immer und immer wieder als einen grotesken Widerspruch, dass er sich im Schweisse seines Angesichts abmüht, den Schülern eine fehlerfreie, schöne Aussprache des Französischen beizubringen, während er vielleicht in der darauf folgenden Deutschstunde die eigene Sprache in ungepflegten, unbekümmerten Lauten an sein Ohr schlagen hört und wahrnehmen muss, dass die Schüler oft ernsthaften und

eingehenden Bemühungen um eine bessere Aussprache zunächst mit Erstaunen, ja mit Befremden gegenüberstehen. Es besteht für mich kein Zweifel, dass mancherorts das Problem der deutschen Aussprache überhaupt nicht existiert. Die Nachlässigkeit, mit der da vokalisiert und namentlich artikuliert wird, spottet oft jeder Beschreibung. (Für die Stadt St. Gallen und Umgebung lassen die Vokale gewöhnlich wenig zu wünschen übrig, da der hiesige Dialekt der breiten und dunkeln Vokale entbehrt.) Namentlich an der klaren und scharfen französischen Artikulation gemessen, tritt die Verwahrlosung unserer deutschen Aussprache in grelle Beleuchtung. Für sie scheint offensichtlich jene Lässigkeit noch gut genug zu sein, mit der das Geplätscher der heimischen Dialekte über unsere Lippen geht.

Es ist ohne weiteres klar, dass der Großteil dieser Aussprachesünden auf das Konto der Dialekte zu schreiben ist. Aber gleichwie eine sorgfältige und dem feinen Ohr des Franzosen angenehme Aussprache des Französischen in der deutschen Schweiz nur zu erreichen ist, indem man die Schüler gewaltsam aus ihrem angeborenen Phlegma herausreisst und zu straffem Vokalisieren und Artikulieren zwingt, muss jede Bemühung um eine schöne, gepflegte Aussprache unseres Deutschen ohne die Ueberwindung dieser — nennen wir es beim rechten Namen — Sprechfaulheit ein hoffnungsloses Unterfangen bleiben.

Es ist nicht zu verkennen, dass diese Gleichgültigkeit in der Aussprache eine tief eingewurzelte Gewohnheit weiter Volkskreise unseres deutschen Landesteils ist. Man ist der Ansicht, dass es immer so war und immer so sein dürfe, ja müsse — sofern man sich überhaupt darüber einen Gedanken macht. Ja, es gibt nicht wenige Leute (auch viele Schüler sind davon angesteckt), die der Meinung sind, eine gepflegte Aussprache schicke sich überhaupt nicht für den urchigen Schweizer, der von jeher geredet habe, wie

ihm der Schnabel gewachsen sei. Man höre sich daraufhin die Reden unserer Magistraten und Parlamentarier an! — Diese Einstellung ist durchaus falsch. Als ob etwas Unzulängliches dadurch besser würde, weil es immer unzulänglich war. Sie ist aber auch sehr bedauerlich, denn sie bedeutet im Grunde genommen eine Herabwürdigung unserer schönen deutschen Sprache, die dadurch zu einer Art „Mädchen für Alles“ wird, für die jede Umgangsform noch eben gut genug ist. Sie ist aber doppelt beklagenswert, weil das nachlässig und gleichgültig gesprochene Wort so viel an Kraft des Ausdrucks und Eindrucks einbüsst. — Wie muss dies erst in der Schule der Fall sein, etwa bei der Behandlung eines schönen, gedanken- oder stimmungreichen Gedichtes! Wie soll man z. B. dem erhabenen Gedankenflug Schillerscher Verse eine würdige sprachliche Gestaltung geben können, wenn dafür nur die saloppe Lässigkeit unserer Alltagssprache gut genug erscheint? Die Schüler (wie jeder natürlich empfindende Mensch) haben übrigens gewöhnlich ein überraschend lebendiges Gefühl und Verständnis für den Reiz einer schönen Aussprache. Es ist unverkennbar, wie sie mit stiller Freude, aber auch mit heimlichem Neide dem Schüler zuhören, der edle Gedanken und Gefühle auch zu edlem Klange zu bringen vermag — und wagt. Denn es ist nicht immer nur Unvermögen dabei im Spiel, sondern auch eine ausgesprochene Scheu, vor seinen Kameraden aus sich herauszustellen und sein Bestes herzugeben. Diese Scheu mag oft angeboren und ein Ausfluss des persönlichen Wesens des Schülers sein. Meistens aber entspringt sie wohl dem Bewusstsein der Unzulänglichkeit des eigenen Sprachinstrumentes gegenüber den Ansprüchen einer schönen, wohlklingenden Sprechweise. — Dieses Bewusstsein der Unzulänglichkeit zu beseitigen und damit im Schüler die Freude am Wohlklang seiner eigenen Sprache zu wecken, muss das Ziel vermehrter und sorgfältigerer Pflege der Aus-

sprache des Deutschen an der Primarschule wie auch an der Sekundarschule sein.

* * *

Wir haben in dieser etwas lange geratenen Abhandlung den Werdegang und die heutige Stellung der Sekundarschule dargelegt, um daran einige Betrachtungen über ihr inneres Abhängigkeits-Verhältnis von der Primarschule zu knüpfen. Die Sekundarschule ist sozusagen auf Gedeihen und Verderben mit der Primarschule verbunden. Diese schafft die Elemente der Bildung des Schülers und Menschen und legt damit zugleich die Grundlage für die vertiefende und ausbauende Arbeit jener. Ihr schliesslicher Erfolg in der Abschlussleistung ist daher in weitgehendem Masse durch die Vorarbeit der Primarschule mitbedingt, so dass das berufliche Wohl und Wehe des Sekundarlehrers bis zu einem gewissen Grade in die Hände seines Vorläufers an der Volksschule gelegt erscheint. Wenn nun hier für das füh-

rende Fach der deutschen Sprache aus langer Erfahrung einige Wünsche zu Händen unserer Kollegen an der Primarschule ausgesprochen wurden, so geschah es nur aus aufrichtiger Sorge für das Wohl unserer Volksschule und im Hinblick auf das eine gemeinsame Ziel von Primar- und Sekundarschule: die Heranbildung einer gut unterrichteten und lebensstüchtigen, aber auch edel gesinnten Jugend.

St. Gallen.

August Lehmann,
Sekundarlehrer.

Mitteilung

Die Arbeit des Kollegen Giger in Murg über systematische Sprachübungen auf der Unterstufe wurde in vielen Exemplaren bestellt. Separatdrucke des praktischen Teiles werden pro Exemplar nur auf ca. 50 Rappen zu stehen kommen, so dass es möglich ist, sie für ganze Klassen anzuschaffen. Wir bitten um rasche Aufgabe weiterer Bestellungen, da ein späterer Neudruck wesentlich teurer zu stehen käme. Der Verfasser: A. Giger, Murg, und die Rubrikleitung sind bereit, Bezugsanmeldungen entgegenzunehmen.

Mittelschule

Von der Volksschule ans Gymnasium

Beobachtungen eines Vaters.

E w. H o c h w ü r d e n !

Ihre Frage, wie unseren Buben — entschuldigen Sie diesen etwas familiären Ausdruck — der Uebergang von der Volksschule zum Gymnasium gelungen sei, hat mich etwas befremdet. Ich begreife zwar, dass Sie sich als Schulmann für solche Dinge interessieren müssen. Wenn Sie aber wissen möchten, welchen Schwierigkeiten unsere Buben bei diesem Schulstufenwechsel begegnet sind und welche persönlichen Eindrücke ich dabei gewonnen habe, so rühren Sie doch sehr nahe an unsere Familiengeheimnisse, — und davon kann ich nicht in aller Oeffentlichkeit reden. Ja, was weiss ich überhaupt zu sagen? Unsere Buben erzählen selten, was in der

Schule vorgeht, u. verschweigen wahrscheinlich gerade das, was für Sie bedeutungsvoll wäre. Auch dürfen Sie nicht vergessen, dass wir Eltern immer mit einer gewissen Voreingenommenheit zu unseren Sprösslingen stehen und dem Lehrer allzu gerne Unfähigkeit vorwerfen, wenn die Dummheit unserer Buben offenkundig wird.

Wollen Sie aber trotz dieser Bedenken einiges erfahren, so darf ich meine Ausführungen vielleicht um folgende Fragen gruppieren.

Haben unsere Buben auf der Volksschule alles gelernt, was man in der ersten Gymnasialklasse mit Fug und Recht von ihnen verlangen darf? Ich weiss